

Brunngasse – ein Brennpunkt der Zürcher Geschichte

Um das Jahr 1332 hat in der Stadt Zürich eine vornehme und vermögende jüdische Familie in ihrem Wohnhaus einen grossen Saal reich ausmalen lassen, wie das die damalige Oberschicht für die Repräsentation gerne tat. Eher überraschend ist dabei, dass diese Juden dafür Motive aus der höfischen Kulturwelt übernahmen. Es kann davon ausgegangen werden, dass dieser Saal einen halb öffentlichen Raum darstellte, welcher der Familie zum Empfang jüdischer und nicht jüdischer Gäste und Geschäftspartner*innen diente.

Der Fund dieser Malereien ist weit über die Stadt Zürich hinaus von Bedeutung, gibt es doch nichts, was sich direkt damit vergleichen liesse. Es verwundert daher nicht, dass der Fund eine ganze Menge spannender Fragen aufwirft, zeigt er doch das europäische Judentum aus einer bisher wenig bekannten Perspektive. Einige wichtige Aspekte nehmen nun die Aufsätze in diesem Buch auf, verfasst von renommierten Autor*innen aus dem In- und Ausland.

Die ersten Aufsätze dieses Buches kreisen um Themen, die sich direkt aus der Malerei und ihren Auftraggebern aus dem mittelalterlichen Judentum Zürichs ergeben. So stellt Dölf Wild im ersten Aufsatz eine Hypothese zum Bildprogramm der Malerei vor. War es nur eine Ansammlung allgemein bekannter, der Erbauung dienender Motive oder lassen die erhaltenen Fragmente eine Tendenz zu einem bestimmten Narrativ erkennen? Ron Epstein-Mils zwei Beiträge stellen die Familie der Frau Minne und ihren jüdischen Kontext vor und Annette Brunschwig bietet eine breitere Sicht auf die jüdische Einwohnerschaft Zürichs bis zu ihrer endgültigen Vertreibung 1436. Sie gibt ein lebendiges Bild von der jüdischen Gemeinschaft, den Einschränkungen, denen sie unterworfen war, aber auch von ihren Geldgeschäften, den wenigen grossen und den vielen kleinen, die sich in Zürich nachweisen lassen. Wichtig sind ihr die vielen Zeugnisse eines lebendigen Zusammenlebens innerhalb der jüdischen Gemeinschaft, aber auch mit der nicht jüdischen Umgebung. Konflikte, aber auch Freundschaften und deren Grenzen sind hier Thema.

Zweifellos stellte der Saal der Frau Minne und ihrer Familie an Strahlkraft alles in den Schatten, was die übrige jüdische Gemeinschaft zu bieten hatte. Aber für die Zürcher Juden wohl noch wichtiger war ein Text aus der Feder von Mosche ben Menachem, einem der Söhne der Frau Minne. Dieser Text, der «Zürcher Semak» des «Rabbi Moses aus Zürich», wurde vor ein paar

Jahren in Jerusalem neu gedruckt und wird noch heute in orthodoxen Kreisen konsultiert. Allgemein ist er jedoch kaum bekannt. Ron Epstein-Mil hat hier nun einen ersten Schritt unternommen, ihn auch als historische Quelle zugänglich zu machen. In einem weiteren Aufsatz stellen Andreas Motschi und Felix Wyss neue Befunde der Zürcher Stadtarchäologie zur Zürcher Synagoge vor. Sie können nun die gute Rekonstruktion von Florence Guggenheim-Grünberg von 1967 fundiert diskutieren und durch neue Beobachtungen zu einem spannenden Ganzen verbinden. Diese hier zum ersten Mal publizierten Einsichten stellt Simon Paulus anschliessend in den weiteren Rahmen süddeutscher Bauten.

Der Aufsatz von Naomi Lubrich befasst sich mit der überraschenden Geschichte des Judenhuts, der sowohl Stigma wie auch selbstbewusst getragenes Erkennungszeichen war. Ein trauriges Kapitel beleuchtet sodann Iris Ritzmann, in dem sie die Ermordung der Zürcher Juden 1349 während der Pestpandemie in einen grösseren Zusammenhang stellt. Nicht ein ungezügelter Mob stand hinter den Pogromen, sondern eine Oberschicht, die sich so ihrer Schuldenlast entledigen konnte. Nicht nur hier ist «Geld» und «Geldverleih» Thema im Buch. So zeigt Julie Mell in ihrem sehr grundsätzlichen Beitrag, wie das Stereotyp «jüdischer Wucher» nicht aus dem Erleben konkreter jüdischer Geldgeschäfte entstanden ist, nur wenige Juden besaßen überhaupt genug Geld, um darin aktiv zu werden. Für sie ist es vielmehr das «ironische Resultat» des Kampfes christlicher Theologen gegen den christlichen Wucher. Dass dabei jüdische Vermögen als unehrenhaft erworben angesehen wurden und man es ihnen deswegen ohne Skrupel wieder wegnehmen durfte, ist ein weiterer Aspekt, der von Julie Mell beschrieben wird.

Ganz anders ist die Beobachtung Martha Keils, dass sich manchmal hinter grossen, von Juden verliehenen Summen ganze Konsortien von unsichtbaren «stillen Partnern», insbesondere auch von Christen, verbargen, die so das Zinsverbot umgehen konnten. Diese Beobachtung ist nicht zuletzt auch für die Familie Ben Menachem von der Brunngasse interessant und bedenkenswert. Sowohl Martha Keil wie Annette Brunschwig betonen aber, dass bei vielen dieser Geschäfte nicht grosse Summen im Vordergrund standen, sondern das mühsame «Groschengeschäft», wie es Keil nennt. Besonderen Wert legt Martha Keil auf die Feststellung, dass jüdische Frauen einen beträchtlichen Anteil daran hatten, dies gerade auch mit Blick auf Frau Minne von der Zürcher Brunngasse. In einem gut bekannten Fall liess sich rund ein Drittel der nachgewiesenen Darlehen Frauen zuweisen. Frauen scheinen manchmal auch über eigenes Geld verfügt zu haben, von dem teilweise auch der Ehemann nichts zu wissen brauchte. Generell unterstreicht sie die verhältnismässig grosse Anerkennung und Wertschätzung der Frau im mittelalterli-

chen Judentum. Die Frau Minne der Brunnngasse kann man sich als eine solche beeindruckende Persönlichkeit vorstellen.

Zur Malerei der Brunnngasse selber bieten die Aufsätze von Katrin Kogman-Appel und Gerhard Langer vertiefte Einsichten. In eindringlicher Art nimmt Kogman-Appel das Grundthema der Brunnngasse auf, dass sich Juden in selbstverständlicher Art und Weise in einer nicht jüdischen Kulturwelt bewegen und diese für sich umzusetzen wussten. Entgegen der früheren Meinung, nach der das Judentum in Aschkenas sich weitgehend isoliert entwickelte, zeigt sie auf, wie es in einem «geteilten Kulturraum» lebte und das Judentum davon stark beeinflusst war. Über die aktuelle Diskussion zu kultureller Beeinflussung oder Aneignung, die im Umfeld der Kolonialismusdebatte geführt wird, bringt sie die Begriffe «Transkulturation» und «ethnoconvergence» ins Spiel. Zuerst aber klärt sie profund die Frage, ob Juden überhaupt solche Bilder an die Wände (oder in Bücher) malen dürfen – sie dürfen. Das biblische Verbot bezieht sich auf die Anbetung von Bildwerken, und hier liegt der Fokus durch die Jahrhunderte auf dreidimensionalen, plastischen Bildwerken.

Der Aufsatz von Gerhard Langer führt zurück zur Malerei an der Brunnngasse, wo fragmentarisch die Darstellung des biblischen Esau freigelegt wurde. Spannend ist zuerst seine Beobachtung, dass die beiden Söhne der Minne, Moses und Mordechai, die Namen von zwei Rettergestalten der Bibel tragen, nach ihm wohl kaum zufällig. Seine Ausführungen kreisen dann aber vor allem um die Figur Esaus respektive die Zwillingbrüder Jakob und Esau, deren wechselhafte Rezeption er durch die Jahrhunderte jüdischer Geschichte verfolgt. Dabei ist die biblische Prophezeiung wichtig, gemäss der der eine zukünftig dem anderen zu dienen habe. Langer beschreibt, wie Juden und Christen sich wechselseitig mit Jakob und Esau identifizieren. Der eine symbolisiert das rechte, der andere das falsche Verhalten im Leben. Er kommt am Schluss seiner Ausführungen zurück zu den Malereien der Brunnngasse und unterstützt die Hypothese von Wild im ersten Aufsatz, gemäss der die Figur Esaus im Saal durchaus Sinn macht und eine versteckte Mahnung des Rabbi Moses an seine jüdische Umgebung sein könnte, sich vor den Einflüssen der christlichen Umgebung, die mit Esau verbunden wird, in Acht zu nehmen.

Der Reichtum, der sich in all diesen Beiträgen erschliesst, belegt eindrücklich, wie dieser Ort an der Zürcher Brunnngasse einen Schnittpunkt vielseitiger Geschichtsstränge bildet. Diese Thematik ist hier alles andere als erschöpfend dargestellt. Weitere Arbeiten werden mit Sicherheit folgen.

Die Redaktionsgruppe

Brigitta Rotach, Dölf Wild, Ron Epstein-Mil, Ehud M. Landau